

GOTTESDIENST AM OSTERMONTAG, 28.03.2016,  
im Dom zu Ratzeburg  
– Johannes 20 und 21 –

Liebe Gemeinde,

Der erste Tag ist der Tag der Kreuzigung und des Todes. Als der Getötete begraben ist, geschieht nichts mehr. Was sollte jetzt noch geschehen? Es folgt eine Nacht, ein anderer Tag – einen *neuen* Tag möchte man ihn nicht nennen, weil er ja nichts Neues bringt –, eine zweite Nacht. Und dann wird aus Abend und Morgen der dritte Tag. Berichten lässt sich von den Ereignissen des Karfreitags. Schwer – oder gar unmöglich – ist es, von dem zu erzählen, was am Morgen des dritten Tages geschehen ist. Es ist sehr früh, man kann schon einen Berg oder einen Baum vor dem Horizont ausmachen, aber noch keine Einzelheiten erkennen. Das von der Nacht übrig gebliebene Dunkel liegt über den Geschichten des Ostermorgens und kann von ihnen nicht abgezogen werden. Als Maria aus Magdala das Ziel ihres Weges erreicht, sieht sie dennoch die entscheidende Veränderung, die sich zugetragen hat: „Am ersten Tag der Woche kommt Maria früh, als es noch finster war, zum Grab und sieht, dass der Stein vom Grab weg war.“

Das Spiel mit den verschiedenen Zeiten prägt die Geschichte in ihrem weiteren Verlauf, es beginnt aber schon mit diesem ersten Satz: *Maria kommt und sieht, aber es war finster, und der Stein war weg vom Grab*. Wo sind wir denn nun? Noch in der Nacht – oder schon im Morgen? Stecken wir fest in der schrecklichen Vergangenheit, oder lässt sich eine Gegenwart erkennen, in der eine offene Zukunft verborgen ist? Die Geschichte lässt sich Zeit. Maria

hat gesehen, dass der Stein nicht mehr liegt, wo er gestern lag. Und dann: „Da läuft sie und kommt zu Simon Petrus und zu dem andern Jünger, den Jesus lieb hatte, und spricht zu ihnen: Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grab, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“

Wer ist *wir*, und wer sind *sie*? Und wie kommt Maria darauf, dass ein Leichenraub stattgefunden hat? In der Finsternis dieses frühen Morgens wirkt zunächst alles noch schlimmer, als es ohnehin schon ist. Nun ist zu allem auch noch der Tote verschwunden: geraubt, wie Maria meint. Im Johannesevangelium (dort ist unsere Geschichte zu finden) gibt es nun ein kleines Getümmel. Zwei Jünger setzen sich in Bewegung, um zu prüfen, ob es sich so verhält, wie die Frau gesagt hat. Es gibt einen skurrilen Wettlauf zwischen den beiden. Der eine ist am Grab der Erste, der andere schaut als Erster hinein. Er findet nichts außer einigen Leinentüchern. Der andere überzeugt sich: Ja, so ist es. Kopfschüttelnd blicken sie einander an. Und dann folgt ein Satz, der sich so lapidar anhört wie die Mitteilung über das Ende eines Spaziergangs: „Da gingen die beiden Jünger wieder heim.“

Zurückgeblieben ist die Frau, Maria aus Magdala. Petrus und der andere Jünger scheinen so beschäftigt mit ihrer Verwirrung, dass sie Maria stehen lassen und es nicht einmal bemerken. – Inzwischen ist Zeit vergangen, langsam dreht die Erde sich in das Licht der Sonne, Einzelheiten sind zu erkennen. Das Spiel mit den wechselnden Zeiten setzt sich fort in diesen beiden Sätzen: „Maria aber stand draußen vor dem Grab und weinte. Als sie nun weinte, schaute sie in das Grab und sieht zwei Engel in weißen

Gewändern sitzen, einen zu Häupten und den andern zu den Füßen, wo sie den Leichnam Jesu hingelegt hatten.“

Wie sind die beiden da hineingekommen? Die Geschichte erzählt es nicht, es kümmert sie nicht. Wie im Traum verschiedene Zeiten sich in einem Augenblick treffen und eine Gestalt in eine andere übergeht, so sind auf einmal zwei Engel in weißen Kleidern dort, wo eben nichts war als einige Leinentücher. Maria aber, gefragt, warum sie weine, wiederholt, was sie vorher den beiden Jüngern erklärt hat, sagt allerdings nicht mehr *wir*, sondern *ich*: „Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiß nicht, wo sie ihn hingelegt haben.“

Dann wendet sie sich um, eine in Schmerz und Ratlosigkeit verlorene Frau, und nimmt eine andere Gestalt wahr, die eben noch nicht da war. Der Mann spricht sie an, stellt dieselbe Frage wie vorher die beiden in den weißen Kleidern: „Frau, was weinst du?“ und fügt hinzu: „Wen suchst du?“ Maria ist noch auf der Spur des vermeintlichen Leichenraubs. Sie erkennt den nicht, der vor ihr steht; sie hat ja Tränen in den Augen, und die verdunkeln ihr die Welt mehr, als es das Grau des frühen Morgens konnte: „Sie meint, es sei der Gärtner, und spricht zu ihm: Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast; dann will ich ihn holen.“

Nun spricht er sie mit ihrem Namen an: *Maria!* In diesem Augenblick weiß sie, wer er ist. Aber sie sagt nicht, wie wir es erwarten würden: Du? Sie wendet sich an ihn, indem sie einen Titel gebraucht, noch dazu in einer für sie fremden, der aramäischen Sprache: *Rabbuni!* *Meister* nennt sie ihn, oder: *Lehrer*. Der Titel schafft Distanz. Der Mann aber, der ihr gegenübersteht, verstärkt

diese Distanz noch. Er sagt, als wäre er ein Feuer oder ein Wesen, das Gefahr bringt: Rühr mich nicht an! Wie begründet er dieses Verbot? Er sagt: „Rühre mich nicht an! *denn* ich bin noch nicht aufgefahren zum Vater.“ Soll das heißen: Du kannst mich erst berühren, wenn ich nicht mehr hier bin? Ja, das heißt es wohl. Die Toten, das wissen wir ja, werden erst wieder berührbar, wenn sie sich entfernt haben von uns. Wenn wir sie nicht mehr überall suchen, wenn wir aufgehört haben zu glauben, dass sie gleich ins Zimmer treten oder hinter der nächsten Biegung des Weges erscheinen werden. Wenn sie aus dem *innersten Nahbereich* hinausgetreten sind an den Rand jener Region, die den Menschen vorbehalten ist, die uns viel bedeuten. Bis dorthin müssen sie sich entfernen, damit sie auf eine erträgliche Weise nahe sein können. Der Auferstandene, der auf einmal neben seinem Grab steht, hat noch so sehr die Züge einer lebhaften Erscheinung, dass man annehmen könnte, er sei gar nicht gestorben. Das wäre eine trügerische Lösung: dass der Tote ist, als wäre er noch (oder wieder) lebendig. Es geht nicht anders als so, dass er sich in „seine“ Welt entfernt – *zum Vater geht* – und sie, die Lebenden, wieder in „ihre“ Welt gehen können, zu denen, die so am Leben sind, wie sie selbst es sind. Dort aber – und das ist das Überraschende – werden sie wiederum dem begegnen, der sich entfernt hat und *beim Vater* ist. Der, der nicht mehr „hier“ ist, ist gegenwärtig. Und weil er nicht mehr „hier“ ist, darum ist er berührbar. Von Maria aus Magdala ist nicht mehr die Rede. Das vierte Evangelium, diskret im Blick auf Details und spätere Entwicklung, stellt unserer Vorstellungskraft anheim, wie es weitergegangen sein könnte. „Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild.“

Eine der Gestalten aus dieser ersten Geschichte – Simon Petrus – erscheint auch in einer anderen wieder. Sie ist vergleichbar zurückhaltend wie jene erste, auch sie lässt uns nicht wissen, was denn wirklich geschehen ist. Sie beginnt mit einer Aufzählung von Namen: „Es waren beieinander Simon Petrus und Thomas, der Zwillling genannt wird, und Nathanael aus Kana in Galiläa und die Söhne des Zebedäus und zwei andere seiner Jünger.“ Es klingt wie die Aufzählung der Rollen, die in einem Stück zu besetzen sind: sieben Männer. Was sie verbindet, lässt sich aus dem Schluss des Satzes erschließen: Sie sind – oder soll man sagen: sie waren? – Jünger des Mannes, der getötet wurde, dann aber nicht mehr in seinem Grab gefunden wurde. Über sie als Jünger, so scheint es, gibt es nichts mehr zu sagen, nur über sie als Fischer, die sie ja waren und immer noch sind. Denn so erzählt die Geschichte: „Spricht Simon Petrus zu ihnen: Ich will fischen gehen. Sie sprechen zu ihm: So wollen wir mit dir gehen. Sie gingen hinaus und stiegen in das Boot ...“

Sie sind wie von dem wichtigsten Teil ihres Lebens abgeschnitten. Wie eine biographische Lücke ist die Zeit, die sie mit Jesus verbracht haben: unerreichbar, bedeutungslos geworden, gelöscht. Nur was davor war, „wissen“ sie noch – und knüpfen hilflos daran. Was kann man jetzt anderes tun als dies, was man immer getan hat? „Ich will fischen gehen.“ „Wir gehen mit.“ Es ist erstaunlich, dass alles, was in der Zwischenzeit geschehen ist, keine Bedeutung für sie hat. Immerhin hat Simon Petrus ein leeres Grab oder ein Grab leer gefunden. Maria aus Magdala hat ihm und den anderen gesagt, dass der, der tot und begraben war, sie mit ihrem Namen angesprochen hat. Am Abend desselben Tages, so erzählt das vierte Evangelium, ist Jesus, der Auferstandene mit den

Wundmalen, durch eine verschlossene Tür eingetreten und hat zu ihnen gesagt: „Friede sei mit euch!“ Sie – so heißt es – „wurden froh, dass sie den Herrn sahen“. Und der ist dann noch ein weiteres Mal unter ihnen erschienen, um auch den ungläubigen Thomas zu überzeugen: Ich bin es wirklich! Das alles ist nun, als wäre es nicht gewesen. Sie scheinen nichts mehr davon zu wissen, dass Jesus sie von den Booten und den Netzen gerufen hat und sie mit ihm gegangen sind, und die Erscheinungen des Auferstandenen sind ohne Kraft. Die Männer, die seine Jünger waren, sind antriebslos und leer. Das Projekt ist gescheitert, so empfinden sie es wohl. Und das Einzige, was ihnen einfällt, ist, dass sie ja Fischer sind: „Spricht Simon Petrus zu ihnen: Ich will fischen gehen. Sie sprechen zu ihm: So wollen wir mit dir gehen. Sie gingen hinaus und stiegen in das Boot, und in dieser Nacht fingen sie nichts.“

Die Ergebnislosigkeit ihrer Arbeit ist der deutlichste Hinweis darauf, dass an dieser Stelle nichts mehr zu holen ist. Man kann nicht dort anknüpfen, wo man irgendwann aufgehört hat. Es ist ein vergeblicher Versuch, weil es ja nicht mehr ist wie damals und wir nicht mehr dieselben sind. Die Fischer, die zu Jüngern geworden sind, können nicht wieder nur Fischer sein. – Aber dann ist tatsächlich etwas anders als damals. Am frühen Morgen ist ein Schemen am Ufer zu sehen. Die Fischer erkennen die Gestalt nicht, wie Maria aus Magdala den nicht erkannte, der vor ihr stand. Sie erkennen ihn auch nicht an seiner Stimme. Er fragt sie etwas (ich höre seine Stimme gedämpft über das Wasser zum Boot herüberklingen). „Spricht Jesus zu ihnen: Kinder, habt ihr nichts zu essen? Sie antworteten ihm: Nein.“

Diese Stimme, mit der er so oft gesprochen hat – zu vielen, aber auch zu ihnen, den Zwölfen – bleibt irgendeine Stimme; sie wundern sich nicht einmal über den fürsorglichen Ton in seiner Frage, an dem sie ihn doch vielleicht auch identifizieren könnten. Es muss noch mehr geschehen, bis über einen von ihnen das Erkennen kommt: „Er aber sprach zu ihnen: Werft das Netz aus zur Rechten des Bootes, so werdet ihr finden. Da warfen sie es aus und konnten's nicht mehr ziehen wegen der Menge der Fische. Da spricht der Jünger, den Jesus lieb hatte, zu Petrus: Es ist der Herr!“

Erst auf diese Erklärung hin fährt der Blitz des Erkennens auch in Simon Petrus. Er wirft sich etwas über den Leib – wohl, um nicht nackt zu sein – und stürzt sich dann ins Wasser. Von der Begegnung zwischen ihm und der Gestalt am Ufer, die nun kein Schemen mehr ist, erzählt die Geschichte nichts. Nur, dass die anderen Jünger-Fischer mit dem Boot, das mit Fischen schwer beladen ist, langsam nachkommen. Und noch einmal nimmt die Erzählung eine seltsame Wendung: „Als sie nun ans Land stiegen, sahen sie ein Kohlenfeuer und Fische darauf und Brot.“

Woher kommen die Fische? Woher das Brot und das Kohlenfeuer? Solche Fragen führen auch hier zu nichts; man findet es nicht heraus, so sorgfältig man immer lesen mag. Der Sinn der Geschichte muss auf einer anderen Ebene zu finden sein, dort, wo das Nachher zugleich das Vorher ist und die Gestalten ineinander übergehen wie im Traum. Wer wissen möchte, was denn nun genau geschehen ist in den Tagen nach dem Morgen des dritten Tages, wird nicht viel weiter kommen. Die Kraft der Geschichten liegt in ihren Symbolen, und ihre Unbestimmtheit ist nicht Aus-

druck von Nachlässigkeit oder Ungenauigkeit, sondern sie ist das Besondere – oder das Kostbare – an ihnen. Nichts ist eindeutig. Vielleicht ist ja der Gärtner wirklich ein Gärtner, und die Gestalt am Ufer des Sees ist Jesus – oder auch nicht. Wie kommen die Fische auf das Feuer, wenn das Netz mit den Fischen doch noch nicht einmal an Land gezogen ist? Woher das Brot? Es ist unerheblich. Denn es gibt die Geschichte, wie Jesus mit fünf Broten und zwei Fischen viele satt macht. Er selbst ist *das Brot*, und später wird das Symbol des Fisches auf ihn verweisen. Ein Kohlenfeuer aber hat auch in der Nacht gebrannt, in der Jesus im Palast des Hohenpriesters verhört wurde und in der Simon Petrus dreimal gesagt hat, er kenne ihn nicht. Das Feuer, das im Hof des Hauses brannte, hat Petrus erst gewärmt und ihm dann den kalten Schweiß der Scham ins Gesicht getrieben; nun, am Ufer des Sees, ist es ein Feuer, das einige Fische grillt und zum Essen genießbar macht und – vielleicht – auch die Scham vertreibt. Denn wer zum Essen einlädt, ist kein Ankläger, kein aufrechnender Buchhalter. Der Gastgeber ist dem Gast gegenüber nicht vorwurfsvoll, sondern großzügig, gewährend, freundlich. – Überdies ist die Geste hier ein fast aufdringlicher Hinweis darauf, dass der Mann am Ufer nicht nur Nahrung für die Seele, sondern wirklich *Brot des Lebens* sein will, handfestes, sättigendes Brot. – Wie aber geht es weiter? Was folgt auf die Erscheinungen des Auferstandenen? Es bleibt eine offene Geschichte bis zum Ende, und das Ende ist keines. Der letzte Satz des vierten Evangeliums ist nicht ein Schlusswort, sondern eine in die Weite führende Bemerkung: „Es sind noch viele andere Dinge, die Jesus getan hat. Wenn aber eins nach dem andern aufgeschrieben werden sollte,

so würde, meine ich, die Welt die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären.“

Man könnte das so verstehen, als wäre der Umfang des Evangeliums, dieser literarischen Form, zu klein, um alles zu fassen, was Jesus gesagt und getan hat. Aber vielleicht ist etwas ganz anderes gemeint. Nämlich: Noch dann, wenn er nicht mehr leiblich da ist, sondern „aufgefahren zum Vater“, – noch dann wird von ihm etwas ausgehen, was in kein Buch passt, nicht in eine Bibliothek, nicht einmal in eine ganze Welt voller Bücher. Er ist so lebendig, dass Bücher nicht der richtige Aufbewahrungsort für ihn sind. Ja, er kann nicht aufbewahrt werden und muss es nicht, weil die Welt voll ist von ihm und ihn gleichzeitig nicht hält. Er ist frei, an verschiedenen Orten, zu wechselnden Zeiten und in vielen Gestalten unter den Menschen zu erscheinen: ein Gärtner vielleicht, eine Lehrerin, ein Kind – oder ein Unbekannter am Ufer eines Sees, der auf einmal aufhört, ein Schattenbild zu sein, und erkannt wird an dem, was er tut und sagt. Dann weiß man, wer er ist. Ist er nicht derjenige, der gesagt hat: Fahrt noch einmal hinaus und werft das Netz aus? Versuche es noch einmal, so sagt er nun, gib noch nicht auf, das Wasser dieses Sees ist voller Fische, ich weiß es. Greif nicht hinter dich und such deine Zukunft nicht in der Wiederholung dessen, was du immer getan hast. Wirf das Netz ins Wasser, dein Herz über die Mauer, du selbst wirst hinterherspringen. Ich werde sein, wohin du kommst. Du wirst essen von den Broten, die du nicht gebacken, von den Fischen, die du nicht gefangen hast. Aber indem du Fische fängst, wirst du das Deine dafür tun, dass das Leben aufersteht und weitergeht.

„Wir sehen jetzt durch einen Spiegel ein dunkles Bild; dann aber von Angesicht zu Angesicht.“

Amen

- Orgelvorspiel (J.S. Bach, *Christ lag in Todesbanden*, BWV 4/4, Fassung für Violine und Orgel. Christian & Jakob Skobowsky)
- Eröffnung ...
- EG 552                    *Jesus, unser Trost und Leben*
- EG 747 PSALM 118 i.A.
- Ehr sei dem Vater und dem Sohn ...
- KYRIE ELEISON ...
- Ehre sei Gott in der Höhe
- Allein Gott in der Höh sei Ehr
- Der Herr sei mit euch ...
- TAGESGEBET:
 

Durch deine schöpferische Macht, Gott,  
hast du das Kreuz des Todes in den Baum des Lebens verwandelt.

Durch die Kraft deiner Liebe  
kannst du unsere Angst in Zuversicht,  
unsere Erstarrung in neuen Mut verwandeln.  
Und unser Leben zu einem Gleichnis  
für die Auferstehung vom Tod zum Leben werden lassen.  
Darum hoffen wir auf dich in Zeit und Ewigkeit. Amen
- Lesung aus der hebräischen Bibel: 1 Samuel 2, 1-2.6-8a
- EG 101,1.2.6.7        *Christ lag in Todesbanden*
- Volker Bräutigam, Choralbearbeitung zu *Christ lag in Todesbanden*
- Evangelium:            Johannes 20, 1-10

- Glaubensbekenntnis
- EG 112, 1.2.4-6        *Auf, auf, mein Herz, mit Freuden*
- Predigt
- Arvo Pärt:                *Spiegel im Spiegel* (Violine und Orgel)
- Abkündigungen
- EG 103                    *Gelobt sei Gott im höchsten Thron*
- FÜRBITTEN:
 

Auferstandener Christus, du hast dem Tod die Macht genommen  
und *das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht* (2Tim 1,10).  
Dafür danken wir dir heute und in Ewigkeit.  
Noch bedrückt uns, die wir in der Zeit leben, der Tod.  
Mit Furcht laufen wir auf das Ende zu.  
Halte uns und alle deine Geschöpfe in der Gewissheit,  
von dir geliebt zu sein in Zeit und Ewigkeit.  
Wir bitten dich: dass etwas abspringt von der Finsternis,  
die immer wieder über die Erde herfällt,  
dass Licht schießt in verschlossene Grabhöhlen  
und wir darüber erleichtert sind und uns nicht zurückwünschen  
in etwas, das vergangen ist.  
Mach es hell vor unseren Augen, dass wir vorwärts gehen in  
das Leben, das du uns zgedacht hast.  
Wir legen dir alle und alles an dein Herz, auferstandener Christus:  
die Nahen und die Fernen,

die, die uns vertraut sind, und die anderen, die uns fremd bleiben.

Diejenigen, für die wir etwas tun können,  
und die anderen, die unser Arm nicht erreicht.

Uns selbst, die Nacht des Karfreitags und das Licht des Ostermorgens, alles, was sich in diesen Tagen zuträgt.

Unsere Furcht, unsere Ohnmacht, unseren Schmerz, unsere Freuden legen wir an dein Herz.

Segne uns und alle, die auf dich vertrauen.

– Gott, Vater, Quelle des Lebens, Horizont unserer Hoffnung,  
im Namen Jesu Christi, unseres Herrn und Bruders,  
bitten wir dich gemeinsam:  
Vater unser im Himmel ...

– Gehet hin im Frieden des Herrn ...

– Segen

– EG 99                    *Christ ist erstanden*

– J.S. Bach, Orgelchoral *Christ ist erstanden*